

Zallehe Zeitung



Landeszeitung für die Provinz Sachsen für Anhalt und Thüringen. Jahrgang 208

1915 Nr. 604

Zweite Ausgabe

Sonnabend, 25. Dezember 1915

Verleger: Dr. Carl Schölerer, Halle a. S., Poststraße 10. Druck: Carl Schölerer, Halle a. S., Poststraße 10. Preis: 10 Pfennig. Abonnement: 3 Mark 60 Pfennig. Einzelhefte: 10 Pfennig. Ausland: 15 Pfennig. Postgebühr: 2 Pfennig. Anzeigen: 10 Pfennig. Inserate: 10 Pfennig. Druckkosten: 10 Pfennig. Verantwortlich: Dr. Carl Schölerer. Halle a. S., Poststraße 10.

Verleger: Dr. Carl Schölerer, Halle a. S., Poststraße 10. Druck: Carl Schölerer, Halle a. S., Poststraße 10. Preis: 10 Pfennig. Abonnement: 3 Mark 60 Pfennig. Einzelhefte: 10 Pfennig. Ausland: 15 Pfennig. Postgebühr: 2 Pfennig. Anzeigen: 10 Pfennig. Inserate: 10 Pfennig. Druckkosten: 10 Pfennig. Verantwortlich: Dr. Carl Schölerer. Halle a. S., Poststraße 10.

Russische Angriffsversuche zurückgeschlagen

Vom Kampf um Deutsch-Südwestafrika

W. L. Z. Zu der Erklärung des Kolonialratssekretärs Dr. Solf auf die Kaiserliche Anfrage über Deutsch-Südwestafrika im Reichstage geht uns von einem der kürzlich aus Südwest zurückgekehrten Vertreter nachfolgende Auskunft zu, welche die Ausführungen des Staatssekretärs noch ganz besonders unterstreicht.

„Das Deutschland seit langem Vorbereitungen getroffen haben, soll zu dem Angriff auf die südafrikanische Union, ist, wie Erregung Solf aufgeführt ausgeführt hat, eine der vielen von unsren Gegnern aufgestellten unabweisbaren Behauptungen. Der Etat der Schutztruppe für Deutsch-Südwestafrika ist bekannt. Er betrug vor Kriegsausbruch leider nur 181 Offiziere, Sanitäts-offiziere und Beamte sowie 1067 Unteroffiziere und Mannschaften. Dazu kam die Landbesatzung mit 18 Offizieren und Beamten und 466 Polizeibeamtenspersonen und Organen. Leber die Erfolge dieses Einsatzes sind sehr geringfügig. In dem Gebiet, in dem die russische Armee stand infolge von Krawallen, Verwundungen und Abgängen des letzten Jahres hinter der Sollstärke zurück.

Für den Kriegsjahr konnte die Truppe sich lediglich auf Grund des Beschlusses vom 22. Juli 1913 durch die im Lande vorhandenen Mannschaften des Verlebensjahres ergänzen. Deren Anzahl betrug etwa 3800 Mann. Damit konnte die etwaige Schutztruppe allerhöchstens auf 6000 Mann gebracht werden. Tatsächlich hat sie diese Stärke aber im Verlauf des Krieges nie erreicht. Die feindlichen Ausrichtungen, die wir in Deutsch-Südwestafrika eine überlegene Division von mindestens 20 000 Mann gehabt hätten, sind, wie es viele andere, eine böswillige und hinterlistige Erfindung. Die ihren Zweck in Südafrika aber vorläufig weiter nur allzu gut erledigt zu haben scheint.

Im Westen und Mitteln, Ausstattung und Ausbildung, Waffen und Ausrüstungen, den Ersatzmitteln, die in der Truppe nur die Mannschaften des Verlebensjahres erforderlich waren nicht einem kleinen Besatzungsstand für den Verbrauch. Für weiteren Bedarf war die Truppe auf Nachschub von der Heimat angewiesen, der aber, wie ja bekannt, während dieses Krieges nicht erfolgen konnte. Die Ausrüstung der bestehenden Truppenkörper betrug nur 10 000. Das hat die feindliche Behauptung aber nicht gehindert, noch nach der Heberade 27 000 Gewehre zu finden. Diese Munitionsgewehre waren natürlich nur erfinden, nicht gegeben, um die südafrikanischen Bürger über die bösen deutschen Absichten in Angst und Schrecken zu versetzen. In Wirklichkeit war nur ein Teil der Munition, die in der Truppe vorhanden war, in die Hände der feindlichen Besatzung übergeben worden. Die übrige Munition wurde in der Truppe aufbewahrt und ist, wie die Menge, wie sie die Truppe für ihren Friedensbedarf und die ersten Kriegsjahre benötigte, auch hier nur für den Fall eines größeren Eingeborenenaufstandes — mit einer kriegerischen Verwicklung mit der Union oder einem anderen europäisch ausgerichteten Gegner hatte man so nie gerechnet — der erforderliche Ersatz von der Heimat aus bezogen. Ebenso wie mit der Munition verhält es sich mit der Bekleidung und Ausrüstung. Der Bedarf an Verpflegungsmitteln reichte für die Gesamttruppe für 6, höchstens 8 Monate, wie die am Ende des Feldzuges eintreffende allgemeine Ansicht ja auch genügend klar beweisen hat.

Nach dem Vorstehenden kann also wieder von einer Ausbaurung von Munition und Waffen nach der Auffassung einer „Belohnungsbedürftigen“ Truppenmacht in Deutsch-Südwestafrika die Rede sein. Die tatsächlichen Verhältnisse sind der salbungsvollen Behauptung, daß man deutschamerikaner gar nicht an einen Angriffskrieg gegen die südafrikanische Union gedacht haben kann. Will man sich das noch besonders deutlich vor Augen stellen, dann braucht man sich nur die englischen Truppenkörper zu vergegenwärtigen, welche nötig waren, um den Heineren Teil des letzten Jahres die englischen Streitkräfte zu unterwerfen. Alle die aus englischer Quelle stammenden Behauptungen über angeblich große Runden an Munition und Waffen in Deutsch-Südwestafrika sind wie die von Staatssekretär Dr. Solf gebührend gebrauchte Sarkasmusfälschung. Selbst in Frankreich, das in dem Krieg, um die einen getrieben höchsten Empfinden entgegen der Meinung des überlegenen Teiles der südafrikanischen Bevölkerung gegen einen Angriffskrieg gegen deutsche Bestrebungen zu überwinden und die sich folgerichtig gegen die englische Herrschaft wendenden Gefühle abzumildern. Welche hierin, so wie die Wahrheit über Deutsch-Südwestafrika und ihre Preiswertigkeit in Südwestafrika allgemein bekannt werden wird.

Der Dank des bulgarischen Votens Kreuzes

Werbung der bulgarischen Telegraphenagentur. Der mit der Entgegennahme der aus dem Auslande kommenden Hilfsmittel beauftragte Zentralausschuß spricht seinen lebhaften Dank für die bisher gesandten hochherzigen Gaben aus und bittet, sämtliche für das bulgarische Rote Kreuz

Der österreichische Generalstabsbericht

Wien, 24. Dezember. Amtlich wird veröffentlicht 24. Dezember.

Italienischer Kriegshauptakt
Der befehlige Name von Lardaro und unsere Stellung am Brückenkopf von Tolmeina wurden von der italienischen Artillerie befreit.

Südsüdlicher Kriegshauptakt
Bei kleineren Unternehmungen der letzten Tage wurden gegen 600 Gefangene eingebracht. Sonst keine besonderen Ereignisse.

Russischer Kriegshauptakt
Angriffsversuche der Russen gegen Teile der bestärkenden Truppen wurden unter schweren Verlusten für den Feind abgewiesen.

Der Stellvertreter des Chefs des Generalstabes, v. Söfer, Feldmarschallleutnant.

oder für andere Wohltätigkeitsgesellschaften spendenden Summen künftig an den Gouverneur der Nationalbank Cristoforo Schafaratsky zu richten, welcher in seiner Eigenschaft als Schatzmeister des genannten Zentralausschusses sie übermitteln wird unter genauerer Berücksichtigung der Sonderwünsche der Spender. Die erhaltenen Summen und Gegenstände werden in einem besonderen Blatt veröffentlicht werden, das zweimal im Monat erscheinen wird. Der unter den Ehrenvorsitz des Königs gestellte Zentralausschuß zählt unter seinen Mitgliedern den Ministerpräsidenten Radostawow, den Minister des Innern Bobow, den Kriegsminister General Radostawow, den Hofmarschall General Sabow, den Deputierten Georgiew und den Gouverneur der Nationalbank Tschakalow. Die Delegierten des deutschen und des österreichischen Kreuzes von Glatze und Graf Wankenstein sind Ehrenmitglieder des Ausschusses.

Oesterreichische Auszeichnungen für deutsche Seerührer

Wien, 24. Dez. (Kolumen.) Nach dem erfolgreichen Abschluß der Kampfs am Meer hat der Kaiser von Österreich dem General von Vinzingen das Großkreuz des Stephanordens und dem Generalstabschef General von Solzmann das Kommandeurkreuz des österreichischen kaiserlichen Leopoldordens mit der Kriegsbekleidung verliehen. Oberstleutnant Lortz, Kügelobst und der österreichischen Seerührer Erzherzog Friedrich überbrachte am 19. d. Mts. die Auszeichnungen nach dem Hauptquartier der Seeresgruppe.

Das serbische Heer in Albanien

Der „Gazeta di Bologna“ geht von ihrem Berichterstatter F. Wollica aus Durazzo vom 3. Dezember folgende Schilderung zu:

Die Montenegriner, obwohl sie von serbischen Offizieren befehligt werden und 30000 Dinar täglich von Serbien erhalten, haben der serbischen Katastrophe, auch als sie der montenegrinischen Grenze näherte, passiv zugegesehen und so erst die volle Demoralisierung, bei der alles liegen gelassen wurde und nicht einmal Striden geführt oder Straßen verbarabiert wurden. Der serbische Kommandeur Prinz Georg soll auf französischem Flugzeug nach Valona geflohen sein.

Oesterreich und Bulgarien sind jetzt der Weg zur Offensive gegen Montenegro oder Albanien offen. Zwar sind die Straßen ungenügend, aber das serbische Heer ist auch ohne Munition, ohne Artillerie, ohne Lebensmittel, da alles bei der eiligen Flucht zurückgelassen wurde, dazu ist die albanische Umgebung feindlich, da das serbische Heer und vorher die flüchtende Zivilbevölkerung auf einen höchst demoralisierenden Eindruck gemacht hat.

Die Serben sind auch bezüglich der albanischen Grenzlinien in sehr hohem Maße. Sie auf die Gesamtmasse des Heeres zurückzuführen, ist nicht eben gefährlich, wie sie an Ort und Stelle zu verlassen. Italien kann seine Aufgabe jetzt nicht mehr auf den Schutz von Valona beschränken.

Stad Paisha

Nach dem General „Albanien“ zufolge in allen Teilen Albaniens seinen Einfluss verloren. Ohne die Serben und Italiener wäre er längst aus dem Lande gejagt. Er ist allerdings ein Mitglied der Frontisten, aber bei weitem nicht deren Chef. Seine eigene Familie betrachtet ihn als Verräter. Jede Waise, die es mit Stadh hält (wie Italien), wird sich die Schwärze der Albaner gründlich verdienen.

75. Mobilmachungswoche

In der vergangenen Berichtswochen (18.—23. Dezember) ist die allgemeine Kriegslage dauernd günstig für den Verbund geblieben. Ist auf einigen Schauplätzen ein gewisser Stillstand eingetreten, weil einerseits der General Winter“ hemmende Wirkung hat, andererseits die künftigen Unternehmungen in der Entwicklung begriffen sind, so sind wiederum auf anderen Schauplätzen schnelle Schritte zum Ziele des gründlichen Siegens getan worden.

Im Westen bereitete in den letzten Tagen das unruhige Wetter mit seinem Schneeeinbruch der anfangs recht lebhaften Artilleriekämpfe ein jähes Ende. Auch die Feindaktivität ließ deshalb nach; sie war auf beiden Seiten anfangs sehr ruhig geblieben. Feindliche Flugzeuge hatten in den Nächten zum 18. und 19. Dezember mehrere einmündige Flugzeugabweisungen am 19. Dezember Bodepinge in Westland, wo König Albert von Belgien noch einige wenige Quadratmeilen sein Eigen nennt, angegriffen. Am gleichen Tage ist bei Brügge ein englischer Doppeldecker abgeschossen worden, wobei seine Piloten den Tod fanden. Aus den Sappen- und Minenkämpfen, die der Kleinkrieg des Stellungskampfes mit sich zu bringen pflegt, wurde bei Sulluc, im Raume des Driandunfles Loos, wo die farbigen und weißen Engländer gelegentlich des Beginns der letzten großen Offensive am 25. September nicht durchzubrechen vermocht haben, eine englische Sappe genommen. Die Westende sind wieder einmal feindliche Minenarbeiter vertrieben worden. Sehr heiß ist in den Bergen gekämpft worden. Zwischen Münster und Balthener trugen die Franzosen auf einer Frontbreite von 22 Kilometern am 21. Dezember mit erheblichen Kräften einen Angriff vor, dessen Brennpunkt das Vorgebirge von Meberal und der Giffenfort, der Hartmannsweilerkopf und der Hirtstein waren. Während sie sonst überall scheiterten, gelang es ihnen wirklich, die Spitze des Hartmannsweilerkopfes, die seit dem 25. April in fester deutscher Hand gewesen war, zu nehmen. Aber bereits am 22. Dezember wurde die Spitze von den tapferen Regimentern der 82. Infanteriedivision zurückerobert. Der Feind hatte sehr schwere blutige Verluste und büßte 28 Offiziere und 1500 Mann an Gefangenen ein, was einen harten Schlag für das menschenarme Frankreich bedeutete. Die über den vorübergehenden Erfolge haben die Franzosen seit etwa 1900 Gefangene gemacht, wie sie in bekannter Weise beiseite weichen, indem höchstens 600, denn unsere Gesamtverluste betraugen sich auf höchstens 1100 Mann.

Im Osten lagen nur Gefechte oder Gefährdungen zwischen Artillerie und Aufklärungsgruppen vor; auf unserer linken Flanke bei Defsch (unweit Widin), in der Mitte am Wagnonstojewo und auf dem rechten Flügel bei Koschuchowka (unweit Gortytsch) und bei Kofalowa jenseits des Str. Alle diese Schmachttatnahmen einen für uns günstigen Verlauf. Von großer Bedeutung ist, daß General Ruzizki, der eigentliche Generalstabschef des russischen Heeres, verabschiedet worden ist, weil er die Überzeugung verlor, daß seine Truppen würden bei Neopol auf den inneren Feind, auf die sozialdemokratischen oder nihilistischen russischen Arbeiter, nicht zählen.

Im Mittellande ist nimmer auch die vierte italienische Offensive, bei der sieben Divisionen gegen den Goerger Brückenkopf und gegen die Hochfläche von Dobberdo, mitunter auch gegen die Tolmeiner Stellungen angegriffen worden sind, mit einem Verluste von 70 000 Mann für den Angreifer völlig zusammengebrochen. 570 bis 600 000 Opfer haben seit Ende Mai dieses Jahres die „nationalen Abteilungen“ und der „geheiligte Ehrenruf“ gefordert. Sie sind verabschiedet zurückgezogen worden; denn die Besingung der Armeen Zanni und Borovic, die unter dem Oberbefehl des Erzherzogs Eugen härtere Wälder halten, nicht über die Kraft Codornas und Victor Emanuel, des Erbprinzen.

Auf dem Balkan ist die Lage im Raume von Saloniki und nördlich und nördöstlich davon noch nicht geklärt. Die griechischen Wälder sind summe, aber sehr verständlich, die griechischen Straßenunternehmungen in Athen und Karifia, der griechische Aufbruch über den englischen Kontinent vor den Dardanellen laute und deutliche Proteste gegen die Eindringlinge, die trotz ihrer ständigen Niederlagen kleine Wälder drangsalieren und verhöhen. In Albanien beginnen die Italiener, so heißt es, unter dem Befehle Stadh Paisha bei Kofalowa eine Grundfläche für spätere Unternehmungen zu legen. Dort und in Durazzo sollen die serbischen Heereskräfte, soweit sie nach Albanien geschickte sind, gesammelt, ernannt und neugebildet werden. In Montenegro, wo seit Mitte

Hallescher Courier

Unterhaltungs-Beilage der Halleschen Zeitung

Nummer 92

Halle (Saale), Sonnabend, den 25. Dezember

1915

Der Christbaum

Wißt Ihr noch, wie wir zur Weihnachtstüre
Mäuschenstille schlichen auf den Zeh'n?
Mutter sprach: „Kommt her, daß ich Euch
führe,
Gleich sollt Ihr den Christbaum brennen
sehn!“

Und mit einem Mal, als wir so harrten,
Brach der Glanz in unsre Dunkelheit,
Wandelte das bebende Erwarten
Angestüm in Weihnachtsfeligkeit.

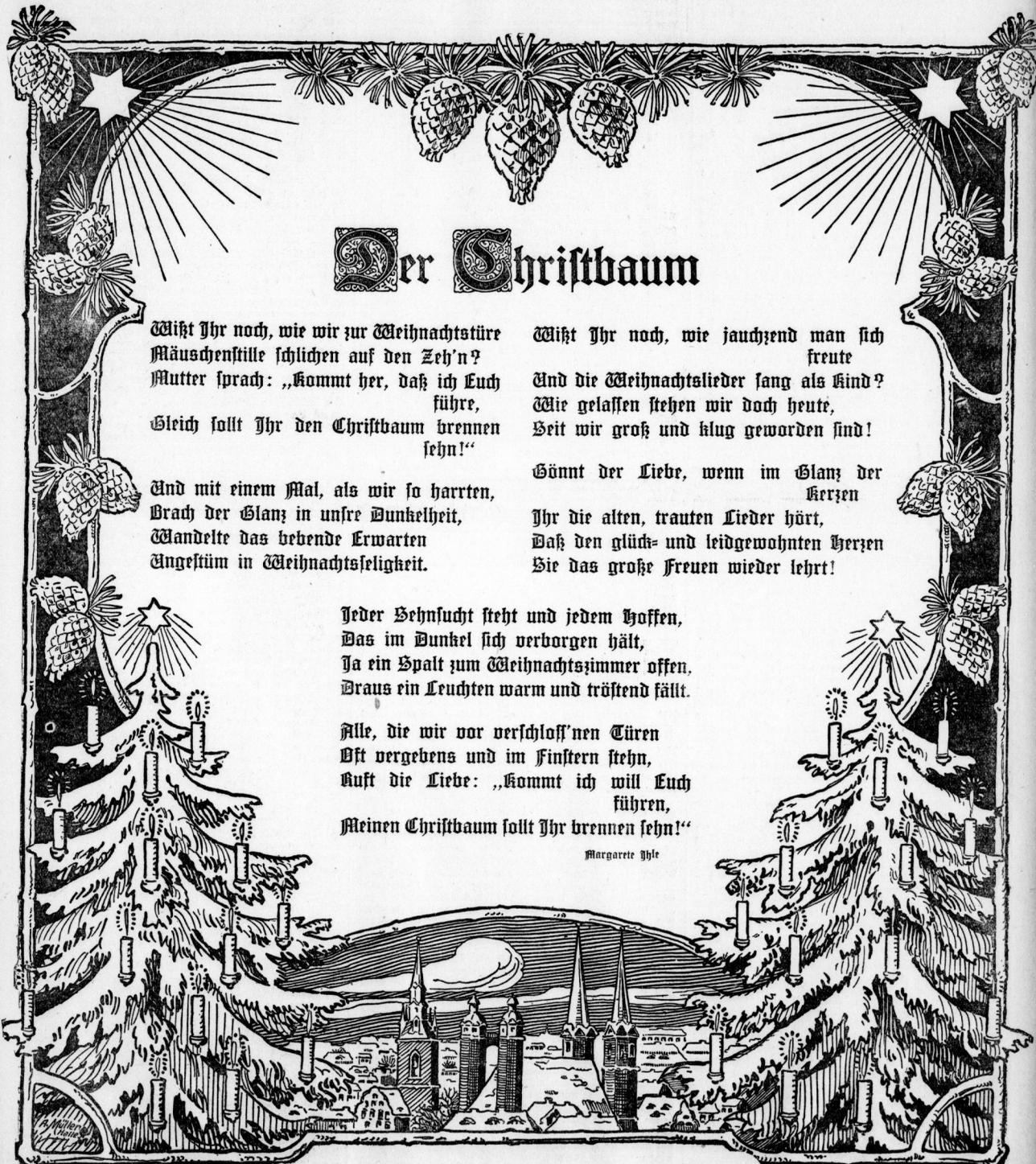
Wißt Ihr noch, wie jauchzend man sich
freute
Und die Weihnachtslieder sang als Kind?
Wie gelassen stehen wir doch heute,
Seit wir groß und klug geworden sind!

Gönnt der Liebe, wenn im Glanz der
Herzen
Ihr die alten, trauten Lieder hört,
Daß den glücks- und leidgewohnten Herzen
Sie das große Freuen wieder lehrt!

Jeder Sehnsucht steht und jedem Hoffen,
Das im Dunkel sich verborgen hält,
Ja ein Spalt zum Weihnachtszimmer offen,
Draus ein Leuchten warm und tröstend fällt.

Alle, die wir vor verschloss'nen Türen
Oft vergebens und im Finstern stehn,
Ruft die Liebe: „Kommt ich will Euch
führen,
Meinen Christbaum sollt Ihr brennen sehn!“

Margarete Hyle



Der Rechte

Eine Weihnachtsgeschichte von Gerd Garmhoff
Alle neblige Oktobernacht. In der niederen hochdunklen Erdboden, die sie sich als Unterfund in die Hand des lehmigen Handrindes Schlingengrabens gewöhnt, liegen ihrer vier, dicht aufeinandergekauert und vom Kopf bis zu den Füßen fertig gekleidet zum Anretren beim ersten Alarm. Zwei von ihnen hat jener Heierne, tobendliche Schall umfungen, den gar mancher erst draußen im Felde kennen lernt, inzwischen den beiden andern aber geht ein Flüstern hin und her.

„Wenn du noch wach bist, Kamerad — ich möcht' dich um-etwas bitten.“
„Gerads damit, Kamerad! Ist schon bewilligt.“
„Um drei Uhr in der Früh werden wir zum Sturmangriff aus dem Graben steigen. Und ich weiß: für mich ist es das letzte Mal.“

„Was, Wagnissen! Kenn' ich, lieber Wacker! hatte ich selber schon an die glorreiche Mal. Ein selbiger Beweis für ihre Unsterblichkeit — nicht wahr?“
„Nein, diesmal wird's Ernst. Ich habe ein Vorgefühl, das nicht täuschen kann. Und im Grunde mach' mir's schon recht. Aber es liegt mir noch auf dem Herzen. Ich möchte jemandem noch meinem Tode etwas anvertrauen lassen, des bei Befehlen aus allerlei Gründen ungeschoren bleiben mußte. Wenn du davon kommst, Wendelin — würdest du's wohl auf dich nehmen?“

„Selbstverständlich. Es wird ja hoffentlich nicht dazu kommen.“

„Ich bin nämlich verheiratet, Kamerad —“
„Wie — verheiratet?! — Und das hast du —“
„Ich spreche nicht gern davon. Aber es ist so. Ich habe Frau und Kinder. Nur daß ich sie seit mehr als zwei Jahren nicht gesehen habe und sie wohl auch in diesem Leben nicht mehr sehen werde. Frag' mich, warum! Es ist eine zu traurige Geschichte. Und eine zu schimpfliche ohnehin, soweit ich dabei in Betracht komme. Ich habe mein hübsches Glück verunglückt wie ein Narr. Und auch toll bin ich in die Irre gelaufen, und nun führt mich kein Weg mehr zurück. Es gibt Dinge, die eine Frau nicht verzeihen kann, gerade wenn sie ein so seltenes Prachtsgeschöpf ist wie die meininge.“

„Na, hör mal, Wacker: einen Versuch hättest du doch immerhin —“

„Nein, nein, darüber ist nicht zu reden. Ich habe mich selbst aus meinem kleinen Paradiese verbannt und muß darum auch das Elend des Verbannten tragen. Aber der Tod ist ein wunderbarer Berühmer. Und wenn sie hört, daß ich als rechtschaffenster Soldat mein Leben gelassen, wird meine Frau auch zugänglich sein für das Wort der Reue und Liebe, des ihr zugleich mit der Nachsicht als meinen letzten Gruß übermitteln sollst. Schreibe ihr, daß mein Herz in all dieser Zeit nur bei ihr gewesen ist — und bei den Kindern.“

„Was muß der Unteroffizier Wacker etwas in die Tasche bekommen sein, da seine Stimme plötzlich verkam. Auch der Unteroffizier Wendelin bleib' still, bis er merkt, daß die Hand des Kameraden im Fränkern die seine hält.“
„Da auf den Fettel steht ihre Adresse. Natürlich gilt der Auftrag einzig für den Fall meines Todes. Sollte ich nur verwundet werden, so brauch' ich es nicht zu erfahren. — Meinem Dank im Voraus, Kamerad! Und nun wollen wir beschließen, vor unserm schwerem Gang noch ein wenig zu schlafen.“

„Schlag drei Uhr morgens geht der Befehl: „Zeitangewehr — pflanz' auf!“ durch den Graben. Und der andere, der die grauen Gestalten feindträchtig in die Nebel- nacht hinausdrückt, folgt ihm auf dem Fuße nach. Minutenlang liegt es trotz der vielen in Bewegung befindlichen Menschen wie Stille des Todes über der moraligen, kriegslosen Ebene. Da fällt ein Schuß und noch einer. Drüben bei den Engländern steigen ein paar Rauchfahnen in die Höhe. Und dann: hundertmündiges „Hurra!“, hundertmündiges Schallmurmeln aus Hunderten von Gewehrläuten und darüber hinaus das verzerrte Lachen der Maschinengewehre. Ein Eisenhaubt fällt und prellt den Stirnknien entgegen. „Vorwärts! Vorwärts!“ dröhnt der Unteroffizier Wacker den Wenigen zu, die ihm dicht auf den Fersen gefolgt sind. Dann läßt er sein Gewehr fallen und dreht sich einmal um sich selbst, bevor er schon in das aufstreichende Raub des Sturmbogens stürzt.

Unter denen, die als Sieger den feindlichen Graben erreicht haben, ruht der Unteroffizier Wendelin vergebens nach seinem guten Kameraden. — — —

„Sieh doch, Mama: der arme Soldat hat bloß anderthalb Beine!“

Weihnachten hat es eine helle Kinderstimmge gerufen, und der Unteroffizier Wendelin, der sich mit Hilfe von zwei Säcken auf seinem provisorischen Stützpunkt schon ganz gut fortbewegen kann, bleib' lächelnd stehen. Das regende, von der Kälte des Tages abgekühlt, zerkochte Gesicht des etwa fünfjährigen Bubens ist ihm mit einem aus Neugier, Grauen und Mitleid seltsam gemischten Ausdruck noch immer zugewandt.
Nun aber ist die dunkel gekleidete junge Frau, von deren Hand er sich losgerissen, mit dem Artig an der Seite der Mutter geliebten kleineren Mädchen ebenfalls bei der Gruppe angelangt. Ein ernst verweilendes Wort streift den abnungsvollen Vorwitz des Knaben; dann wendet sie sich unter verlegenen Grinsen dem Verwundeten zu.
„Berzähle Sie dem Kinde seine Unart, mein Herr! Die Wölsch, Ihnen noch zu tun, hatte der Kleine ja sicherlich nicht.“

Ihre Stimme ist von lieblicher Weichheit, und ihr Gesicht würde sehr schön sein, wenn es etwas weniger blaß und verärgert wäre. Wendelin grüßt und verabschiedet heiter, doch er nicht im mindesten gekränkt ist.

„Bei einem so auffälligen Defekt gewöhnt man sich allgemach an jede Gestalt von Mitleid, an die Frau! Und auch all den kameradschaftlichen Blicken unerschütterter Teilnahme wirkt das niedere Entsetzen in einem Kriegerauge oft geradezu schmerzhaft.“

„Während er ihr so über die kleine Verwundung freundlich hinneigen will, tut die junge Frau unmerklich auf die Zahl in den Achselhöfen seines Mantelgehockens. Und nun kommt es zögernd von ihren Lippen: „Sollten Sie die Frage nicht für unbedeutend — ist das die Nummer Ihres Regiments?“

„Und als er erbebt, forsch' sie weiter: „In der zweiten Kompanie dieses Regiments haben Sie wohl nicht zufällig einen Bekannten?“

„Wehr als einen, gnädige Frau; denn ich habe ja bei der zweiten gedient. All zu viele von ihrer Mannschaft sind allerdings nicht mehr übrig.“

Er bedauert das rasche Fort, als er sieht, wie es um ihre Augen und ihre Mundwinkel zuckt. Ganz leise, wie wenn sie damit das Wort im Klang ihrer Stimmen verbergen könnte, bricht sie weiter: „So konnten Sie vielleicht auch den Unteroffizier Wacker, der im Oktober schwer verwundet wurde?“

Der Unteroffizier stutzt; dann bewegen sich seine Augenmuskeln zu jenem schloßhaften Zwiinker, das ihn draußen im Felde bei Vorgezeiten und Untergehen so befehle gemacht.

„Und ob ich ihn gekannt habe! Es war ja mein liebster Kamerad. Bei Madlos in Flandern hat's ihn erwischt, genau achtundvierzig Stunden vor dem fatalen Augenblick, nur mit ein Granatplitzter vor Faustgröße den Fuß geschnitten. Er war ein tapferer Soldat und ein Mensch wie Gold — das kann ich mit gutem Gewissen verbürgen, gnädige Frau!“

Weihnacht vor dem Feind

Brüder, Brüder auf Wolens Sturm,
Brüder in Frankreich und Flandern,
Ein Steinbild der Nacht ginst dem Säbel nur,
Nicht fällt eine Hand zur andern.
Nicht seht sie zusammen, Gott hält euch die Waage
Beim Gedächtnis und den schwebenden Fäden.
Wir wollen in dieser Winternacht
Für ein Steinbildlich sein werden.

Belet, belet ein Kindergebet,
Scheinlich schon heit's uns den Herzen.
Das Christkind beheimt durch die Straßen geht
Und im Tannenbaum knüht die Kerzen,
Seihrangia hoch borchend der Kinderknecht,
Und die Mutter ist singend am Flügel —
Wir rühren uns nicht . . . die Wiebe im Arm
Und das schmutternde Raub am Hügel.

Seimat, Seimat — ein Rauch weht her
Spürt ihr den Atem der Frauen?
Sie jähren der Kinder selig Begeh
Und möchten nach uns nur schauen.
Wie sie den Frost in heiße Glut,
Die Mut' in Kampf gewandelt haben.

Ich hör' nun Ihres Mundes Schrei
Die weiße Einigkeit erkunden,
Als gält es, zu des Lebens Mai
Die toten Trümmer zu ermeden.

Und weiß: es kann nicht fürcht' noch Frost
Im Holz den Klang der Sätze hindern,
Mein Blut, es bleib' wie junger Weiz
In Kindern und in Kindeskindern.

Rudolf Gersza.

„Aus dessen köstlicher Kriegsgeheimnisammlung „Witter, Tod und Leusel“. Verlag von Zuelke & Werner in Leipzig, gebunden 2 Mark.“

Nun muß sie doch mit dem Taktentuch an die Augen, wie sie sie auch entschlossen sein mag sich zu beherrschen. „Und wissen Sie auch, ob er — ob er noch lebt? Ich habe trotz aller Bemühungen nicht erfahren können, wo er sich befindet.“

„D, das sollte sich doch herausbringen lassen. Gestorben ist er sicherlich nicht, trotz seines bösen Bruchstückes. Und wenn gnädige Frau es wärschen, werde ich mich nach ihm umtun.“

Mit einer stehenden Geste hebt sie die gestakten Hände. „Wie dankbar würde ich Ihnen dafür sein, wie unaußersprechlich dankbar! Ich — ich bin — die Weiden hier sind ja seine Kinder.“

„So — so! Da begeh' ich's freilich, daß er mir so viel Liebe von ihnen gesprochen — von ihnen und seiner jungen Frau.“

„Lut er das — tut er es wirklich? O, mein Herr — ich habe noch eine große — eine sehr große Bitte. Möchten Sie mich nicht besuchen, um mir von — von meinem Wanne zu erzählen? Darf ich fragen, ob Sie hier Angehörige oder Freunde haben?“

„Keine Menschenleute. Ich bin aus dem Rheinland, und einen Weihnachtsurlaub in die Heimat konnte mir der Stabsarzt noch nicht geben.“

„Nun lade ich Sie herzlich ein, den kommenden Christabend in meinem kleinen Heim zu verbringen. Es wird freilich nur ein sehr stiller Weihnachtsfest sein, das ich Ihnen bereiten kann. Aber Sie würden ein gutes Werk tun. Vielleicht entschädigt Sie das für die Weihnachtsfröhllichkeit, die ich Ihnen nicht zu bieten vermag.“

„Natürlich werde ich kommen — mit tausend Freuden. Und dann wollen wir noch Herzenslust von Ihrem kaiserlichen Gatten plaubern. Es wird heimatlich sein, als ob er dabei wäre.“

Stumm drückt sie ihm die Hand. Er sie sich trennen, nennt sie ihm noch mit erstickter Stimme ihre Adresse, die für den Unteroffizier ja nichts neues mehr ist, da er sie noch immer auf einem kleinen Fettel in seiner Brieftasche trägt. So eilt, als es eben mit einem Entschluß und zwei Schritten gehen mag, hummel er davon und leht leuchtet die Schalkhaftigkeit nicht nur aus seinen Augen, sondern gleichsam aus jedem Auge seines Gesichtes. —

Grüßlich haben der kleine Erwin und sein Schwesterchen aus selbiger Hoffnungsruhe und merkwürdiger Ungebild gemessenen Tagstunden des Weihnachts-Geliebten überhanden. Sie wissen noch nichts von der Not des Vaterknechts und dem namenlosen Gravel. Auch den Vater, dessen Bild in ihrer Erinnerung völlig verblasst ist, vermischen sie längst nicht mehr. All ihr Denken bewegt sich um die nahe Herrlichkeit des Christbaumes und der unter keinen Augen ausgetretenen Gesichte. Stillmüht hochen ihre kleinen Gesäßen dem Augenschild der Nachsicht entgegen. Aber die Mutter hat gefascht, daß sie nicht vor der Ankunft des Gottes erfolgen könne, und so schneid' ich darum wohl nie ein Mensch erwartet worden, als

Erwin und Barbara auf das Erscheinen des Soldaten mit den anberühmten Beinen barren. . . . Daß die Mutter sehr oft die Augen trocken bewahrt, sie in ihrem glühenden Heter natürlich nicht, und nachdem Erwin sich eine kleine Stunde lang am Fenster vergeblich das Räschen blutgedrückt hat, zieht er es vor, an der Korridor Tür aufstellung zu nehmen, um das Erscheinen des Freudenbringers meiden zu können.

Unterschied ist die junge Frau drinnen mit den letzten kleinen Vorbereitungen beschäftigt. Der Gabentisch für die Kinder und für den Unteroffizier ist reich gedeckt. Auf dem Plage ober, wo in den glücklichen ersten Jahren ihrer Ehe wohl die für sie bestimmten Gesichte zu liegen pflegten, steht nur eine gerahmte Photographie, das Bild eines frisch und etwas leichtfertig in die Welt blühenden jungen Mannes — ein Bild, das freilich nur noch wenig Ähnlichkeit aufweist mit dem ersten, bittigen Krieger im Handrindes Schlingengraben. Mit lorbeerdurchflochtenen Tannenreihn ist der Rahmen umkränzt, und vor ihm auf dem besten Tischchen liegt ein Sträußlein aus Maiglöckchen und Heide.

Endlich schlüß' draußen die Glocke an, Leise, kaum vernemlich, wie wenn ein zögerlicher Finger nicht recht übergeben hätte, auf den Knopf zu drücken. Und gleich darauf hämmern die Häufte des kleinen Erwin an die verschlossene Zimmertür.

„Mama, Mama! Der Soldat ist gekommen. Aber er hat zwei ganze Beine — es ist gar nicht der Rechte.“

Sie dreht den Schlüssel und steht auf der Schwelle. Mit großen, eräutanten Augen sieht sie auf den höflichen Fremden in Soldatenuniform, der statt des Erwarteten gekommen. Dann, da er langsam den Kopf auf die Brust herabsinken läßt, löst sich ein Schrei von ihren Lippen, und wie Wände, die sich durch seine Macht der Welt wieder lösen lassen wollen, schillingen ihre Arme sich um den Hals des Heimkehrers.

„Der Rechte! Insofern ist es als ob sie in der überausfüllenden Hülle ihrer jauchenden Freude kein anderes Wort der Begrüßung finden könnte; wiederholt sie immer wieder:

„So, ja, er ist der Rechte, Kinder! Der einzig Rechte!“

Als eine Stunde später Wackers Kampf- und Raigaretten-gewohnte Wendelin auf seinem Stützpunkt hereintritt, befehle ihm ein einziger Witz, daß er ein Weihnachtsfröhllichkeit unter vielen glückseligen Menschen sicherlich keinen Mangel leiden werde.

Die Lichter brennen . . .

Auch in diesem Jahre singen wir wieder wie an den Heiligabend der Kindheit und langen Friedenszeit — „Die Lichter brennen“ . . . Haben wir uns wohl etwas dabei bedacht? Nein, lange Jahre nicht. Wir sangen eben das schöne Weihnachtslied, weil es so gut zu der geschiedenen Tanne paßte, die den weichen, aber bunten Kerzen, die da nur noch klein waren, ganz heimlich lieb-reiche Mutterhande daran befestigt hatten. Und auch später, als unter den brennenden Lichtern nicht mehr Buppen und Spielkugeln lagen, sondern neben den abgekochten Süßigkeiten duftige Bäckstoffe und Zungensüßigkeiten . . . auch in den Jahren erloschen wir nicht den tiefen Sinn, den diese Worte umschließen.

Das reifere Leben erst bringt uns seine selbige Bedeutung.

Weihnachten ohne Lichter, das kann sich jetzt keiner denken, man verlangt sich lieber diesen oder jenen Wunsch; oder Lichter, die brennen, leuchten, die machen ja erst die Christnacht. — Wer hat es wohl zuerst erdacht, dieses wunderbare Sinnbild? Es muß ein Mensch gewesen sein, mit einer feinen garten Seele, ein Mensch, dem auch innen alles hell und licht war, der den Stern von Bethlehem nicht nur fern am Himmel glänzen sah, sondern ihn herabdehnte und ihn aufleuchtete ließ, ganz nahe, greiflich in den Nächten, die so unendlich stimmungsvoll die immergrüne Tanne schmücken.

In den Säulern und Säulen, Kirchen, Raigaretten und draußen, weit draußen von Weiß und Rind, Seimat und Elternhaus, brennen die Lichter. Viele, viele Feld-garue haben neben den Götzen der Däbe ein Wärmchen mit Kerzen bekommen. Und wenn, der warme Lichterlichter in die heiße Nacht hinaus leuchtet, dann werden in uns Gedanken von Liebe und Sehnsucht, neuem Mut und altem Göttertrauen erweckt.

Uns in der Seimat wollen sie ganz besonders möhnen: hell vorwärts schauen! Und Weihnachtsstimmung auch den Armen und Verwundeten zu bringen, die um uns sind. Es sind ihrer so viele, daß und Not bildet jetzt aus tausend Augen. Hünden vor ihnen, so wie wir es benedigen, brennende Lichter der Wohlthatigkeit an. Welche gerade das schönste geistliche Fest eines neuen starken Grund — wahrhafter — glücklicher — schaffen, die wir in dieser eiserne Zeit so nötig brauchen.

Wunderlich kann man durch ganz kleine Gaben doch beitragen, Liebeswerke zu unterstützen. Wie oft habe ich das Gegenteil erlebt. Ich denke jetzt an Vorgänge in „Götter“, wo die „Kranzchen“ und Statuenankunft abgehalten werden. „Bitte, sehr Wenig für das Kreuz“ hat eine freundliche Anwesenheit. Aber keine Hand rührt sich, dieses kleine Opfer zu spenden. Sie kann es nicht, weil sie — gerade — ein Stück ihrer zum Munde führt, einen vollen Schoppen an die Lippen leht, oder mit einer unwilligen, hieherischen Stille beschäftigt ist. Viele Beobachtung hat mich immer sehr traurig gestimmt. Wer so sitzen und gehen kann, gesund und selbstzufrieden und nicht gern zu ein kleines Geldstück gibt, legt in der Weihnachtszeit, und manches Kindlein kommt, geht's nähe, wie arm muß der im Winter sein! Das sind alle Lichter verblüht. Nicht einmal das kleinste Kindlein der bescheidenen Opferwilligkeit brennt!

Wir wollen nicht zu denen gehören. Unsere Herzen sollen hell erleuchtet sein und warme liebe Worte, wie offene Hände mögen davon zeugen, daß wir noch dem tiefen Sinn handeln wollen, der in den Heibernoten des trauten Weihnachtsliedes ruht. „Die Lichter brennen“ . . . nicht nur am Heiligabend oder vielleicht nicht in den Feiertagen, nein, immer, das ganze Leben hindurch soll der Christkrieger besser, liebenswürdiger sein uns leuchten und leiten. Clara T. u. d.

Zur Großmutter

Auch eine Weihnachtsgeschichte, der Wirklichkeit nachempfunden von Elisabeth Kofler

Sie hatte noch ein gut Stück Schichtenarbeiten an den beiden Heften, die sieben Heftfrauen, mit denen wir der Weihnachtskaffeeclub zumadamen. Nicht bezeichnend war der für unsere Zeit, das ist freudlich in einem Frauenzettel, wo sie recht bedinglich untergebracht waren. Plak machen, das sie ferner dankbar die angebotenen Zigarren in Brand setzen, ohne daß ein Schaffner Einpruch erhob. Natürlich waren wir bald im Gespräch und mamentlich der eine, mit der sie sich aus dem, nur aus Mustelosen und Knochen zusammengelegten höheren Gesicht blühenden Augen, konnte so hübsch erzählen. Von draußen natürlich nur knapp. Verpflegung ausgezeichnet. Mit einfach nicht unangenehm. Wenn die andere es aushalten, nur schon lang! Ich wünschte, Sir Grey und Genossen hätten diesen Ausdruck gehört, dies fluge willenshafte Gesicht gesehen. Der Mann und seine Kameraden fanden seit Beginn des Krieges unter den äusserstigen Umständen im Felde. Er freilich hatte nicht das geringste, was Mühsal über die Heftfrauen seiner Kräfte zuzurechnen gab. Die Weltgeschichte ist geschäftiger wie der morgige Ostpreußen, der an den gefährlichen Punkten des westlichen Kriegsschauplatzes in der Glatz des Sommers, in der Eisefalte des Winters sein Besitztum bediente.

„Und jetzt geht es auf Weihnachtsurlaub und da sollen alle Weihnachts des harten Feldzuges verpassen werden, nicht wahr?“

„Weihnachten sind wir schon wieder zurück“, war die ruhige, sachliche Antwort. „Aber vorher wird der Weihnachtsbaum angezündet und Weihnachtsfeier? Was kommt es denn auf den Tag an, wir wissen durchaus nicht genau, ob unter Heland am fünfundzwanzigsten Dezember geboren.“

„Es kam ganz von ungefähr, daß dann doch das erwidert wurde, was man nicht gern fragen möchte, ob die Familie meines Freundes unter dem Russeneinfall gelitten?“

„Saus und Hof sind bei dem zweiten Ausbruch verbrannt, aber den Meinen ist auf wunderbare Weise Rettung geworden — nur“ und ein treuer Schottens floß über das Gesicht des jungen Mannes, „ein Verlust haben wir doch in der Familie. Der Mann meiner Pflichtenverwalter, so ein lieber Herr, der ist Oesterreicher, hatte das erste Mal Besatzung mitgebracht und ist dann mit der Besatzung in Feindesland gefallen.“

Ein alter Herr, der sich in seine Rettung vertieft hatte und kam auf das Gespräch zu achten schien, hielt uns pfeiflich lächelnd eine fetterdrückte Stelle hin. Da stand es zu lesen, daß 35 000 Gefangene, zumeist Oesterreicher, fielen in den letzten Kämpfen von den kaiserlichen Bulgaren befreit worden waren!

Es war während, die Freunde, die diese inhaltschwere Nachricht bei unsem jungen Freunde anstößte, zu lesen. Es war so leichtverständlich, daß der ärmlichste Besatzung auf den Geretteten gehörte, daß niemand von uns daran zweifeln mochte, daß er unter ihnen 35 000 Gefangenen war. Welch herrliche Weihnachtsfreude für 35 000 Familien! Wie hell mochte eben die Weihnachtsbäume brennen, und welches Erzählen mögen jene Christbaum zu hören! Wie hell mochte aber auch der Weihnachtsbaum in jener österrösischen Hofstadt brennen, zu der der fromme Kanoniker dort durch den Wintertag fuhr! Was er uns von der seltsamen Errettung der Seinen berichtet, will ich möglichst in seinen schlichten Worten wiedergeben.

Woll hat ja wunderbare Rettungselfen, hier war es die alte Großmutter. Das kam so: Großmutter hatte über Weiben gesagt und Mutter hatte sich nie eine weillene Unterlage gefürcht, die sollte aber, nun sie glücklich fertig, auch gleich hin. Großmutter's Balden, das blonde Marielchen mußte natürlich mit, aber da Marielchen von Anhang unentzerrlich war, konnte Mutter nicht so grauam sein und es wurde beschloffen, auch Anhang durfte mit auf geliebten Großmutter. Wie sie aus der Tür wollten, fing das Allerliebste plötzlich an zu weinen: „Auch Oma, auch Oma, Oma ist!“ und es trauerte mit den frommen Weiden auf der Waise Anhang. Da kamen und Höfsten Marielchen und Anhang, Mutter möchte doch auch den Jungen mitnehmen. Großmutter würde sich so herzlich freuen, sie habe noch nicht mal seinen neuen Hut gesehen. Die beiden Großen aber baten und schmeichelten, sie wollten so schön auf den kleinen aufpassen, daß schließlich schließlich der Hindernissen mitnahm Klein-Geminn den kleinen Anhang zur Großmutter öffnete. Und die Waise sollte, wenn das Vieh gefüttert war, nachkommen.

So verließen die fünf ihr Hauschen und hoben es nur als eine Trümmerhaufen wiedergefunden. Das Selbstansteht ist, daß die meisten Gorden in der Stadt fast kimmmer gebaut hatten, als auf dem stillen Dorfe. Aber Großmutter's Heim mit dem kleinen Anhang, in dem Lante Verta so wunderbar schön, gerade für Hindernisse zu ansprechende Sachen verkauft, blieb verlohnt. Erst später entdeckte man den Grund, weshalb sich wohl die Hübscherrigier hier nicht herantrauten. Hier war nämlich das schwebende Romuald, und da mochte von den Weisheitshebern strenger Befehl gegeben worden sein, sich in Acht zu nehmen. In Großmutter's trauvoller Ehde, wo die Familie meines Freundes die köstlichen Stunden des letzten Russeneinfalls verlebte, wo die alte Frau in ihrem Gebet ihre rüstigen Hände, lundenlang zu Gott erhoben, wird so Gott will, dies Jahr recht hell der Weihnachtsbaum brennen. Man muß sich ein bißchen einrichten mit dem Gubernis der engen Stadtwohnung, aber es muß eben gehen, bis deutsche Ordnung und deutscher Friede noch besten Kräfte die Wunden wieder geheilt haben. Ach, vieles, vieles läßt sich nie wieder ausheilen. Aber in diesen Weihnachtsnächten wollen wir so gern auf die Bildhauer des Lebens den Blick wenden und darum wird jeder, der davon gehört, gern an diese kleine anprundliche Geschichte denken, wo eine ganze Familie aus Liebe zu der alten Großmutter von einem dielektl entfehlenden Schicksal verlohnt blieb; auch die treue Waise hat noch rechtzeitig flüchten können. Und wenn im künftigen Umwand wieder ein Ruh im Stille steht, ein Schicksal im hohen grünen und das Kretschke läßt heraufkommen wird, dann wird sie auch wieder eilig auf ihrem Posten sein. Möchte denn auch der kleine Bauer gesund wieder den Fing durch die heimatische

Scholle gleiten lassen und möge ein neues starkes Geschick aus dem neu aufgebauten Ostpreußen hervorblühen. Der Mann mit dem krogen Worte, den blühenden Augen, der ruhigen sachlichen Selbstverständlichkeit treuer Pflichtenfüllung ist so recht dafür geschaffen, der Stimmgeber eines gefunden, starken Geschicks zu sein. Die Liebe zur Anstalt hat diesem einen Manne seine Familie geteilt, die Liebe und Treue zur Mutter Heimat wird seines Leben darin aufblühen lassen. Und wenn wir hier im Herzen Deutschlands so von aller überhäuften Kriegesnot fast ganz verlohnt gelassen, soll unser lieber Dank für die, die so tapfer Opfer gebracht, unter Bergen und Hände fährten, daß wir nicht nur sagen wollen: Gott segne Ostpreußen, sondern auch: wir wollen im Bund der Brüder und Schwestern, diesem Lande der alten Treue, Arbeitstätigkeit und des frommen Glaubens, von dem unser junger Freund im D-Juge Halle-Berlin solch bescheidenden Vertreter gab.

Weihnacht

Es bricht der schönste Tag des Jahres an, Der Tag, an dem vor aberhundert Jahren Die Engel niederstiegen zu der Erde, Daß frohe Weihnachtsall den Menschen werde, Die traugig und verzagten Herzens waren.

Doch nicht wie sonst herrlich heller Jubel dröh; Nicht frohlich in lebend' Aug' ein frohes Leuchten, Ein Glanz, schon ohne den Erfüllung Freude. Nein, ernst und still sind die Gesichter heute, Und manchen Blick sieht man wohl schnell sich senken.

Denk' heut doch jeder an die Lieben drauß', Die fern im fremden Lande kämpfend stehen, Zu schützen das geliebte Vaterland, Mit freud'gem Geiz und eisenfester Hand. Für sie steigt zu Gott ein innig Geben:

„O Christ, Du heiliger, schenk uns Frieden bald. Wir wollen danken Dir mit kühn'ndem Mut, Mit tiefen, frommen, demutsvollen Herzen! Wehrei das Land und uns von großen Schmerzen Und lösrne unsre deutlichen, tapfern Jungen.“

E. Dieckel.

Weihnachtsabend eines deutschen Offiziers in Südafrika

Von E. von Winterfeldt-Marnow

(Nachdruck verboten.)

Sk. Frey von Frankenstein hatte eine Patrouille zu machen mit einem Mann aus seinem Zuge. Heute am Weihnachtsabend! Weihnachts im Felde und Weihnachts auf afrikanischem „Weid“, . . . es kam ihm ganz wunderbar vor. Der alte Nan, der seit langen Jahren Führer eines Ochsenpostens gewesen war, und daher Weg und Stieg kannte, hatte ihn auf Scheidwegen hin in die Nähe des Heides geführt. Sie hatten erkundet, wo sie erkunden sollten und suchten nun den Weg zum Lager zurück. Aber die Nacht wurde hereinbrechen, die finstere, afrikanische Nacht! Da konnten sie nicht weiter. Sie konnten sich nicht helfen und mochten ein Feuer an. Das Feuer brannte hinter einem riesigen Termittenbügel und konnte sie insofern nicht voran.

Da lagen sie nun! Schlafen durften sie nicht. Die Gefahr, daß die Engländer sie überfallen könnten, war zu groß. Auch die Gefahr vor wilden Tieren, die nur durch ihr Lagerfeuer ferngehalten wurden. . . . Weihnachtsabend hier draußen! Fern von allen Lieben! Gemeinlich wollte Frey das Herz schwer machen. Gemeinlich nach seinem alten Vater, nach der lieben, kleinen Schwester Lotte, nach so manchem Kameraden im Regiment dabei, mit dem ihn treue Freundschaft verbunden hatte. Waren sie hier draußen doch wie abgetrennt von der Heimat und allen den Lieben.

Und doch waren auch sie auf der Wacht! Auf der Wacht für Deutschlands Größe und Ehre, wenn auch auf fernem, einheimem Weiden! Wunderbares Land, dies Afrika! Er kannte es bis hin nach Durban, dem anglichsten Südafrika! Da mochte ihm tropische Nacht, ein liebste Natur! Und hier auf diesem Weid, was, als hohe die Welt seine Grenzen, als sei die Welt ohne Ende!

Und nun Weihnachtsmit mit blühenden Blumen und tropischer Mut! Wenn ihm jemand früher gesagt hätte, daß er je solch einen Weihnachtsabend erleben würde, er hätte ihn ausgelacht.

Die letzten, schrägen Sonnenstrahlen trübten über Lof, Ebene und Hügel. Die Büume und Gräser streckten sich, um den letzten, scheidenden Glanz der Sonne aufzufangen. Jeder Zweig und jedes Blatt hatte seinen eigenen, kleinen Schatten, bis zu den kleinsten Stängeln hinunter.

Jetzt trübten die Schatten am Hügel herab. Sie fielen vom Himmel und lauern in dem langen, gelben Gras, hinter großen Steinhäufen. Sie fielen umher und verriethen die Waise Waise des Horizonts.

Wichtig ist das Sonnenlicht bestiet. Und die schwebende, geheimnisvolle, afrikanische Nacht liegt über dem Weid. Rube nestelt sich der warme Wind in den Zweigen der Nohstumberte allen, alleinstehenden Büume ein und geht schlafen. Die Sterne, Myriaden von altherbenden atternden Lichtern, helen von dem blauen-morren Himmel herab.

Vom fernem Weid her ist geheimnisvolles Leben am Werke.

Tiefer und tiefer wird die Dunkelheit. Sin und wieder bricht ein Anhang unter dem Zelt eines Neoparden, und das Geschwirr der Nachtvögel attert durch das Schweben. Es war Frey, als blühen tausend böse, glühende Augen durch die Dunkelheit. Ein unheimliches Gefühl befiel ihn. Ein Gefühl, als sei er selbst nur ein Atom, ein Nichts, in dieser dunklen Einsamkeit, dieser stillen Waise. Wunderbar! Und denken von dem kleinen Weidher, an dem sie so vorher vertrieben. Hier, auf diesem Weid, hier sind es die besten, warmen, warmen Weidher, und die jetzt ihren doperen Duft in die Nacht schüden.

Don ganz fernher töhn der Schrei eines Löwen. Es ist, als ob die Luft zitterte von dem heiseren Ton. Es sind nur einige Sekunden. Dann ist wieder tiefe Stille. Frey sah kein Gewehr leiser.

Das schwebende Lagerfeuer flackerte ein wenig. Frey beugte sich vor, um zu sehen, ob der alte Nan schlief. Aber nein! — Seine lebhaften, hellen Augen blinzelten durch das Dunkel, schienen nach dort Dinge zu sehen, von denen die Augen des jungen Deutschen nichts wahrnahmen. „Nan“, sagte er leise.

„Ja, Herr!“

„Erzähl mir ein wenig! Erzähl mir, wie Ihr hier Weihnachtsfeier! Wie uns ist es jetzt kalt! Schme, reiner, weicher, kühler Schme denkt das Land! Das nennen wir Weihnachtswetter! Aber hier in diesem Weid, wie ist da Weihnachtsfeier?“

„Heute nach Mitternacht, wenn der Morgen dämmert, dann müßt Ihr horten und läuschen. Dann knien die Tiere nieder, alle, auch der böse schreiende Schafal. Dann geht ein lichter Schein durch den Busch, dann kommt der „Große Geist“.“

Und dann erzählte Nan weiter. Er erzählte, wie die Geschichte der heiligen Verführung in dem Glauben der Nafeln leitet. Frey verlor nicht jedes Wort, aber der Sinn wurde ihm doch klar. Was er aber verstand, war so: „Grunal vor langen Zeiten offenbarte sich der „große Geist“ dem Häuptling eines bedrängten Stammes und sagte zu ihm: „Die Zeit ist nun gekommen, daß ich dich Wolf von den Wanden befreien will. Nimm heute reine Nahrung, die schmeißt all' eurer Stammesbrüder und laß sie ihre Waise-Mütter nach ihrer Ehre tragen.“

So landte der Häuptling die Mädchen dahin, jede mit ihrem Wasserkrug. Als sie auf freiem Weide angekommen waren und weit vom heiligem Schut, kam ein hässlicher Geheul. Die Geheul waren groß wie Säbnerleier und löst wie Eisen. Von ihnen wurden 99 Mädchen getötet und ihre Krüge zerbrochen. Nur eine blieb leben. Sie hieß Boembi, und ihr Krug war auch unversehrt.

Da geot der große Geist Boembi, in einer Güte zu leben, die neben dem ungeheuren Krug stand. Lange Zeit verging. Endlich geot der große Geist ihr, den Krug zu heben. Und siehe, da lag ein schönes Kind, seine Haut war wie Samt, und seine Augen waren groß und voll Güte, Verstandnis und Weisheit.

Boembi tat einen Aufschrei, hob das Kind hoch und drückte es an ihre Brust. Und wo es gelegen hatte, sprangen Blumen auf und blühten rund um sie her. So ging sie zu den Bergen. Und wo sie schritt, blühten Blumen, und die Sonne vergoldete sie, und das Vieh lief herzu und kniete vor ihr nieder.

Die Stämme rotteten sich zusammen und folgten ihr. Aber Boembi achtete ihrer nicht. So führte sie der große Geist, bis sie an eine Höhle kam. Und als sie in die Höhle trat, wurde eine Raube von Wölfen und Farnen daraus. Rindfleisch Wasser brang aus dem Felsen, und ein blühendes Licht erfüllte den Raum.

Sie mußte für Kind heran und abieh. Und Boembi verließ es niemals.

Eines Tages erkrankte ihr der große Geist und sagte ihr, daß die Zeit gekommen sei, daß der Knabe sein Volk erlöse. So ging der Knabe fort und besetzte die Weiden und wies Frieden und Reichum vielen Stämmen und ihren Stämmen.

Aber ach, — Boembi starb. Denn niemand kam leben, der das Antlitz des großen Gottes gesehen hat! —

Nan schmeißte.

Und Frey sah auch schweigend und nachdenklich.

Was das nicht unsere Christenfeier? Was es nicht derselbe Glaube, der in den Herzen dieser Seiden geliebt hatte?

Nan war Christ! Und doch war auch in ihm noch die alte Legende lebendig, wie er sie von seinen Vätern übernommen hatte.

Nit das der geheimnisvolle Zusammenhang alles Lebens, alles Glaubens in allen Völkern und zu allen Zeiten?

In seiner Heimat klangen jetzt die Weihnachtslieder. „Friede auf Erden!“ Auf sie hier, diese Weiden auf einem Weid hatten Frieden im Herzen, Frieden im Krieg und Kampf! Und wie hatte Nan gesagt? — „Wenn der Morgen dämmert, dann müßt Ihr läuschen! Dann knien alle Tiere nieder, und ein lichter Schein geht durch das Weid.“

Stille er nicht den Duft der weichen Waise, auf denen Boembi's Fuß gewandelt war? Ging nicht ein seltsames Klingeln durch die Luft? — Und die Nacht ist kurz in Afrika. Da glühte im Osten ein rosiges Schein. Ein Diefelfinst schüttelte die Autrophen von seinem Gefieder und atzte einen ersten, kleinen Laut.

Nachdem er sich erhob. Er Wachte die letzten Funken der Kochflut und rechte die Glieder.

Auch Frey sprang auf. Das war eine seltsame Nacht, die seltsamste seines Lebens! Weihnachts im afrikanischen Weid!

Er blühte um sich, stärkte noch einen Gedanken nach Deutschland und einen Gruß. Dann schmeißte er seinen Gürtel fertig, hing sein Gewehr um und folgte dem vorichtig und leise voranschreitenden Nan. Sie mußten diese Stelle verlassen haben, sobald die Sonne am Himmel stand.

Die Hausdame Märchen

Von Juliane Karwath.

Als Märchen ins Haus kam, mit dem grauen Kaiser und den Erinnerungen an ihre Stellungen in vielen fremden Ländern, war es ihr plötzlich, als hiele laue Luft über sie. Nach trauete sie dem Schicksal nicht, noch war sie noch, noch hielt sie alles wie mit lofen Händen und mit kühlem Herzen, bereit, es beim geringsten Anstoß wieder loszulassen. Sie kam sich vor, wie ein Eindringling, der auf Leben durch fremde Gärten schleudert.

In den einheimen Mächten, in denen sie am Bettchen des Kindes machte, war es ihr, als ob die tote Mutter wie das Weid im Märchen heimlich heraufgehen müßte, um nach dem Kind zu sehen. Der Wind heulte, der Regen fiel, sie horchte ätternd: keiner kam, keiner rief, niemand hobte wieder, als war mit dem Kind allein.

Der Vater, der Kaufmann, setzter, war meist auf Reisen. Er liebte das Sand nicht, seit die Frau bei ihm

Märchen hatte sich diese schöne Stelle nicht ausgesucht, sie war ihr zugefallen, wie der Wind dem gehegten Wanderer einmal ein glühendes Blattlein vor die Füße treibt. Sie hatte sich inständig gebüht; nun gehörte es ihr. Sie war mit dem Kind allein, Tage, Wochen, Monate, ein Jahr, Samstags geliebte, kaum eine ruhige Stunde und ein schmüdliches Kleinodbesitzlein, das von blühendem Pagenhof strömig umhungen war. Es flammerte sich an das Fräulein, lachte, girrte, wollte umfost und umgürtet, wollte im Kind sein. Mutter und Kind. Keiner kam, keiner Worte.

Märchen vergaß ihre beste Vergangenheit, das verweilte Ungewisse ihres Lebens, ihre Schwärmerei, die durch die Welt irren wie sie. Alles Langirge war verdimmt. Aus dem Leben ihrer Vorfahren griffen gute Sünde herüber, uralte Räume, uralte Silberstätten.

Mutter und Kind. Da wurde die Kleine krank. Es war im Herbst. Die besten Zeiten bogten sich ins Dunkel hinein, ein Hauch der Weltentmacht wehte herein. Ja, das Kind war krank.

Märchen sah voll Entsetzen, wie es sich entwarf und sich hilflos in den Stößen wand. Eine Stunde sprang die alte Hoffnungslosigkeit von früher wieder in ihr empor, eine Stunde wichen die süßen Mächte: jemand kam, ja, jemand kam! Sie wirte Hände, die wieder zugreifen wollten, die rote selbst kam aus dem Raum, um sich das zu holen, was sie zurückgelassen hatte.

Aber Märchen gelang nicht. Alle Kräfte spannten sich. Alle Hände standen ihr bei, alle Mütter ihres Geschlechts stellten sich zu ihr. Ihr Herz rang um seinen einzigen Besitz.

Sie ließ nicht nach, kämpfte vergeblich. Der Arzt sah sie voll Neugier an, ebenso des Kindes Vater. Herr Kettner war auch voll Besorgnis um das Kind, aber Märchen schien es, als ob er doch nicht so recht wüßte, um was es ging.

Und in der gefährlichsten Stunde, mitten in der Nacht, war die Hausbame Märchen mit dem Kind allein.

Als das kleine Mädchen am stärksten floderte, rief sie das ältteste Kind aus seinem Bettchen und trug es in ihr eigenes, hielt es, wie sie es, und während ihr die Tränen über die Wangen liefen und ihr verklärter Sinn in Finsternisse starrte, summete sie unbewußt das alte Weisenlied:

„Hörst du, wie draußen der Regen fällt?“

Und sie lagte noch in derselben Nacht, wie ihr der Arzt sagte. Er gratulierte ihr und dem Vater.

Herr Kettner verzeigte bald wieder und blieb lange fort. Das Kind war noch immer schwach, die alte Neugierlichkeit wollte sich noch immer nicht wieder einstellen. Märchen pflegte es und alle guten mütterlichen Weisheiten standen ihr bei. Sie waten wieder miteinander allein, keiner führte sie. Wochen, Zeiten lagen vor ihnen, große Gärten, in denen sie miteinander wandern konnten. Sie erzählte Geschichten die ersten Märchen, und aus den blauen Jahren brach das erste bewußte Lieben und Verlieben. Zeit kamen sie sich, diese lastete noch Seele. Märchens beinahtes Herz hatte plötzlich einen Wurzelboden, sie litte wie in ein fremdes bewegtes Leben hinein, in das Leben selbst; sie wurde Frau.

Sie waren allein, Mutter und Kind. Drei Wochen vor Weihnachten kam Herr Kettner wieder, ließ sich Bericht erlassen und unterzog den ganzen Haushalt einer eingehenden Mutterung. Dabei sagte er: „Sie sind wirklich eine Perle, Fräulein Märchen. Aber die Sache ist nun die: Sehen Sie hier, bitte: das ist Sie.“ Er schob ihr ein Bild hin. „Out getroffen. Aus Gottlieb ist Sie. Wir heiraten Anfang Januar. Sie muß dem Kind doch wieder eine Mutter geben. Also bis zum Ersten, Fräulein, ich werde Sie selbstverständlich empfehlen. Angewandten rüsten Sie wohl alles vor. Zum heiligen Abend kommt meine Braut mit ihrer Mutter her. Sonst wird sich schon an sie genähren. Sie können sie ja ein bißchen vorbereiten. Meine Braut ist sehr süßlich. Sie brauchen sich keine Sorge zu machen. Es kommt alles in gute Hände.“

„Es kommt alles in gute Hände.“ Märchen sah um sich und sah auf das Bild. Es stellte ein bernes Kleinodfräulein dar, irgend eine Mehrgestalt.

Ihr Gesicht verklärte sich, die Stubenwände tanzten. Gute Hände — gute Hände — gute Hände —

Die Hausbame Märchen tat, was sie schon so oft getan hatte: sie zog ihr Leben wieder langsam aus den Dingen heraus und richtete das fremde Haus wieder für die Fremden her.

Nur von dem Kinde konnte sie sich nicht frei machen, konnte ihm nichts geben, ihm nichts verzeihen. Was der Vater sagte, beachtete Samstags nicht, sie lief immer wieder zu ihr.

Märchen grübelte viel. Ueber eine Stunde. Die Stunde war vorbei. — Noch vierzehn Tage, noch zehn, noch acht. Die Tage überfüllten sich förmlich.

Es wurde wirklich Weihnachtszeit. Märchen bot Herrn Kettner eine Karte vor dem Feste abreißen zu können, ihre jüngste Schwester, die Klavierlehrerin hatte geschrieben, ob sie sich nicht in Berlin treffen und das Fest in Bromberg bei der Tante verleben wollten. Nun ja, warum nicht. Herr Kettner lächelte großmütig und wußte. „Im Haus war ja alles besorgt, der Bruder geladen, die Braten besorgt. Alles ausgezeichnet. Herr Kettner schrieb Märchen ein vorzügliches Zeugnis; er war sehr mit ihr zufrieden.“

So kam die letzte Nacht vor Weihnachten. Es schliefen vor es, ein Stummthoren, ein verzeielter Niebepoma, ein hilfloses Verantwörden! Weihnachten! Weihnachten!

Märchen begriff: ein kleines Stück war sie in ihrem Leben höhergekommen, grade bis in die warme Nähe des Glückes. Ja, bis dicht an das Glück. Sie hatte es gefühlt. Es bauchte sie an. Ja, bis an das Glück.

Die letzte Nacht . . . Samstags plauderte abmügend und in jetziger Erwartung vom Weihnachtsmann und tat in Süße und Heiterkeit noch ein paar Stillblätter von ihrer Seele, flüchtigt und unbewußt allerlei weitere Entwürfungen verortete. Märchen lautete atemlos und wußte, daß es das Beste für sie war, daß sie nie wieder Wacht und Anteil an diesem Leben haben würde, nie wieder besitzen würde, was sie heute noch besaß. Ihre beste Heiligtum baran verstand und verlor. Sie lag mit dem Kinde im Arm am letztenmal wie eine Mutter. Ihre Gedanken flohen in die Weltentmacht hinaus, riefen vergeblich, stumpfen sich ab, kehrten um. Ihre Seele flammte auf, schätzte Schindlucker in die Engezeit und erlösch wieder. Ihr Herz aufsteht in wilden Wüsten und Wägen auf und legte alle Waffen still wieder hin.

Ohne zu schlafen, lag sie die letzte Nacht, die letzte Weihnachtsnacht für sie.

Am anderen Mittag übergab sie Herrn Kettner die Wirtschaft, küßte das abmügelose Kind zum letztenmal, nahm ihre Tische und ging zur Bahn. Damals war sie lo ausgeflogen, jetzt lief sie wieder zu ein.

Wie oft fuhr sie schon lo! In Berlin drängten sich die Menschen, slog und vollerte das Gesicht. Das konnte man ja alles! Und da war auch die Schwefel, die Klavierlehrerin. Sie war etwas minder, nervöser, effizienter geworden. Auch hatte sie sich norddeutsche Betonung angeeignet.

So sehen sie nun in der Dämmerung. Und mitten in dem Menschengewimmel, in dem Wiederbesenstreifen auf jeder Station, den glücklichen Gesichts ringsum, fand Märchen auf einmal die andere heraus, ihre Schwester, die auch heimkam, aber wie sie keine wahre Weihnachts hatten. Die, an denen kein Geheimnis hing, die keine Stigheit verloren, die leer und arm standen in der hellsten Nacht. So viele, die da heimreisten!

Sie hatten alle noch einen Wels, an dem sie erwartet wurden, einen Herz, irgend welche Verwandte. Sie hatten auch ein Fest.

Aber das Märchen war es nicht. Das lag fernleuchtend, funderjubelstrob, verhillt in hunderten Gärten. Und Lantende und Lantende hielten nichts davon.

Auf welche Weise werden Bücher bekannt?

Auf diese wichtige Frage antwortet der Verleger Eugen Dieblich in der Dezembernummer der Monatschrift „Die Zeit“.

Der Praktiker wußte, am schnellsten dadurch, daß sie Gegenstand der Meinungen werden, sei es durch Bekanntschaft, wie bei dem Roman „Aus einer kleinen Garnison“, oder durch den Stoff, wie bei dem „Lagebuch einer Ver-

lorenen“. Oder irgend jemand wird entbeht, und da die Entbehung in den Tagesneuigkeiten gehört, will keine Zeitung zurückbleiben, und bringt eine eingehende Beschreibung; es spielt dann dabei gar keine Rolle, wenn kaum gefannt in ähnlicher Richtung bessere Bücher vorliegen. So scheint es z. B. ganz verunderrlich, welche verhältnismäßig geringe Auflagenhöhe die Bücher von Gottfried Keller haben, während weit spätere Nachahmer es bereits im ersten Jahre des Erscheinens bis fünfzig- und hunderttausend Auflagenhöhe brachten. Aber dieselben sind die Bücher die besten, von denen man eben weiß, von den guten Frauen nach dem Wort des Pericles nur mit sachlicher Zurückhaltung spricht.

Man weiß, welchen bedeutenden Einfluß die Besprechungen in Zeitungen und Zeitschriften auf das Bekanntwerden der Bücher haben, jeder Bücherliebhaber weiß auch, daß ihm das Erscheinen mancher wichtigen Budes trotzdem entgeht, und daß er Augen und Ohren überall aufhaben muß. Um die verschiedenen Wege, die zu ihrer Kenntnis führen, zu finden, habe ich während der Jahre 1914 und 1915 eine Umfrage an die Käufer meiner Verlagswerke durch einen den Werken beigelegten Fragezettel gehalten und dadurch eine Statistik bekommen, die in klaren Grundzügen ein andauerliches Bild von den Banden gesetzlicher Absatzumsätze gibt. Ich veröffentliche hiermit das Ergebnis, das hinsichtlich der einen reit unterhalten oder auf den Messen gemacht zugewandten Verlag stark abweichen wird. Aber die Grundzüge werden doch wohl die gleichen bleiben.

1000 Käufer geben rund folgendes Bild:
300 durch Zeitungsbesprechungen,
200 durch Verlagsprospekte.

Von den Zeitungen wurden besonders oft angegeben: „Berliner Tageblatt“, „Tägliche Rundschau“, „Frankfurter Zeitung“, „Neue Freie Presse“, von der „Reichsriten“, „Kunstwart“, die „Frankfurter“, „Christliche Freiheit“, „Rammanns“, „Hilfe“ und „Rural Wustens“ Besprechungen in Verlagen und Klafings „Monatsheften“.

Die andere Hälfte setzte sich zusammen aus:
170 durch persönliche Empfehlungen,
170 durch Empfehlungen von Buchhändlern, besonders auch durch Schenkerferreklame,
100 durch Bekanntschaft mit anderen Werken des Verfassers,

20 durch Vorträge,
10 durch Empfehlung in Büchern,
10 durch eigenes Studium,
10 nach dem Verlen gekauft,
8 durch persönliche Bekanntschaft mit dem Verfassers, 8 des Einbundes wegen.

Was Musketier Schulze dem Fräulein L. v. H. schrieb

Geertes gnädiges Freilein!

Ich ergreife die Feder um Ihnen diesmal zu danken vor das ichene Radet, was an mir gekommen ist. Die Sachen seien Ihre ichene. De Leipzibne habe ich mich auf, inden das mich noch nie mich an meinen Reip gefahren hat. Die Willkürs sind auch sehr ichen, bios das ich meine Daumens nicht durch die Röcher kriech, so vilmoß ich es auch vermach. Die Schokolade tut ichen riechen, ich hob aber noch nie mich welche gegessen. Ich will auch dauern uns ichene Bündel und Willchen. Soltz Herr Alfortenschafel hat ich noch nie mich gesehen. Ich hab bios Papal geruchet. Anhem das ich die feine Schokolade hebrachte und indem ich noch nie mich meine Daumens durch die Röcher an den Willkürs zu fassen, komnt mein Reimant.

Der hat auch ein Radet gefriegt. Aus dem hats munder-ichene gerodhen nach Anipelleberuerrucht. Der Reimant bleibt bei mich stehn und sagt: „Ja hofte auch ein Radet?“

„Sprach ich: „Zu Befehl, Herr Reimant. Alles sehr ichen bios das mich noch nie mich an mein Reip gefahren hat und das ich mein Daumens nicht durchkriechte und das ich noch nie mich in mein Reben Schokolade gegessen und Filaretens geruchet hab.“

„Vacht mein Reimant und sagt: „Wollen wir tauschen?“

„Sprach ich: „Zu Befehl Herr Reimant.“

Und mein Reimant gibt mich noch einen Daler dazu. Und bederwerden geertes gnädiges Freilein danke ich Ihnen vilentlich. Ich hab mir sehr gefreut.

Es grüßt mit Dankbarkeit Adolf Schulze Musketier.

Das Fest des Friedens

Einer Weihnachtsbetrachtung Karl Storcks im zweiten Dezemberheft des von Herrn v. Grothhus herausgegebenen „Zümmers“ (Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer) entnehmen wir die folgenden Ausführungen:

Am Text der „Magdala“ lautet der Lobgesang der himmlischen Heerführer: „Gloria in altissima Deo et in terra pax hominibus bonae voluntatis. Ehre sei Gott in der Höhe und auf Erden Frieden den Menschen, die eines guten Willens sind.“

Friede den Menschen. — Weihnachten das Fest des Friedens.

Von Millionen Mündern klang es, aus tausend Federn quoll es allfährlich um diese Zeit in Rede und Schrift: „Weihnachten, das Fest des Friedens“. Es war ein Wort geworden ohne gefühlte Geltung, wie eine abgegriffene Münze die Prägung verliert. Nun oder geschieht es zum anderen Male, daß uns das Wort auf den Lippen erstirbt. Die Wäfler, die sich zur Heilsehre der Weihnachtsfesten, geselligen einander in wütendem Kampfe; unter dem Auf, die christliche Kultur zu verteidigen, verstanden gerade jetzt unsere Feinde noch Wäfler in den Kampf zu zwingen, die in Furcht und Entsetzen vor dem Friege zurückweichen. Raum, daß noch einer heimlich die Gebetswille sagt: Herr, gib uns den Frieden. Und wenn er lo kehrt, würde er dringlich werden und dem Herrn sagen: Gib den Frieden, den, Herr, den wir brauchen. Ob einer ganz hochschafflos hinausgehen vermag? Doch nicht mein, sondern dein Wille gefesse?

Ich weiß, daß mancher Christ über diese Furchtsfall in bösen Zweifel geraten ist, weil sein Glauben-Wollen und sein Fühlen-Wollen lo grünnig miteinander haben.

Ist die Heilsehre eine Täuschung? Die Verheißung der Weihnachtszeit ein Trug?

Was ist uns verheißet? Friede den Menschen, die eines guten Willens sind. Friede den Menschen, nicht der Menschheit. Es war ja Christi Erlösungsstat, daß er in jedem Menschen den einzelnen sah, den gleichwertigen Bruder, das gleich liebe Kind Gottes. So ist jedem einzelnen sein Werden, sein Friede in die Hand gegeben. Jeder einzelne muß ihn sich gewinnen, denn er muß um diesen Frieden kämpfen. Wie hätte Christus der Kämpfer, der alles aufwühlte, die größte Heilsgabe den Menschen als ein Gut überbringen können, zu dem sie nichts tun, Bewußt, er kam nicht, um zu zerstören, sondern um aufzubauen. Aber Wäfler Wäfler forberte er die Festigung des alten Zeugnis im sicheren Bewußtsein, in breiten Tagen einen neuen bauen zu können.

Mas aber ist es, das die weihnachtliche Verheißung zur Bedingnis für den Frieden macht? Der gute Wille, der gute Wille zum Guten.

An dieser Stelle drängt sich zu dem alten Wort der Weihnachtslehre des Schlußwort aus der deutschen Dichtung vom Kampf des einzelnen Menschen um seine persönliche Geltung: die Erlösung kommt, weil er „immer strebend sich bemüht“, also immer voll guten Willens war. Und zum Worte, mit dem das Christentum ansehnlich wurde, kommt der Satz des Antikristlichen Nietzsche: „Ich habe den Glauben, daß wir nicht geboren sind, glücklich zu sein, sondern unsere Willst zu tun, und wir wollen und sagen, wenn wir wollen, wo unsere Willst ist.“

So schließt sich als deutliche Weihnachtslehre über die Nachrunderbe zuammen: Gleich dem Schmeitreich ist auch der wahre Friede nicht außer uns, sondern in uns; er kann also auch nicht durch unsere Dinge gefest werden. Der Friede in uns oder beruht darin, daß wir guten Willens

sind. Sobald wir das Bewußtsein haben dieses Willens zum Guten, erkennen wir, wo unsere Willst ist, und damit sind wir gelassen. Und indem wir uns freubend bemühen, diesem Willen zum Guten zu dienen, werden wir erfüllt von allem Hebel.

Darum glaube ich: das deutsche Volk kann in diesem Friegejahr 1915 eine echte Weihnachts des heiligen Friedens feiern. Wir haben es erlebt, daß unsere Jünglinge liegend in den Tod schritten, in den Tod, vor dem alle Beweise, alles Getue abfällt. Wenn einmal, war damals der Gelang Wahrheit: sungen aber muß nur der, dessen Herz voll freudigen Friedens ist. Wenn Jünglinge bei Langemarck war es bewußt geworden, daß ihr Wille auch war. Es gab für sie nur diese eine Willst zur Güte, und so war ihnen das große Heil des Friedens widerfahren, in derselben Stunde, als sie mit blutiger Waffe den Feind anstarrten. Die ruhige Zuversicht der Willigen und deutlicher Männer in den schmerzlichen Schützengräben und auf den von Granaten durchlöcherigten Schützengräben hat ihren Grund in diesem Weils des Friedens, den sie ihrem eigenen Willen danken.

Das haben draußen Anteil geworden ist, können auch wir daheim uns gewinnen, wenn wir mit dem gleichen Willen uns erfüllen. Es ist ein freudliches und ein deutliches Wollen, ein Wollen, das nicht mehr sich selber indet, sondern im Heil des Vaterlandes das Gebelien des Omgen, das Getue für uns das Gute ist. Es hat und der schauerliche Krieg das Christentum der Wäflerlebe gebracht. Und die Weihnachtszeit bringt eine Erfüllung der Selbstverheißung über das hinaus, was in ihrem Weils liegt. Denn nicht mehr nur dem einzelnen wird für seinen eigenen Willen der Frieden teilte, sondern einem ganzen Volke, weil dieses in einem guten Willen und durch ihn eins geworden ist.

Rezensent für die Schriftleitung: G. Reikner.